PARAGUAY IM FOKUS

Heinz F. Dressel

Durch die Wahl des vormaligen Bischofs von San Pedro, Fernando Armindo Lugo Méndez, zum Präsidenten der Republik Paraguay am 20, April 2008 war die Aufmerksamkeit der Welt für einen Augenblick auf das zwischen Argentinien, Brasilien und Bolivien eingebettete Binnenland gerichtet, das 35 Jahre lang den Diktator General Alfredo Stroessner und danach weitere 19 Jahre die von ihm domestizierte Partei der *Colorados* zu ertragen hatte. Von Zeit zu Zeit geriet das eingekapselte Land für einen kurzen Moment ins Rampenlicht der Welt, um dann wieder der Vergessenheit anheimzufallen. Im Grunde sind jenseits seiner Grenzen und insbesondere diesseits des Atlantiks nur ein paar isolierte und, je nach der Region der Beobachter, unterschiedliche Episoden der Geschichte dieses Landes bekannt. In Südamerika ist vielleicht der Krieg der „Triple Alianza", also der Krieg der drei Alliierten - Argentinien, Brasilien und Uruguay - gegen die damals noch junge Republik Paraguay in der kollektiven Erinnerung noch präsent, in Europa vielleicht der grausame Chaco-Krieg (1932 - 1935). Die bolivianische Armee stand im Jahr 1934 zeitweilig unter dem Befehl eines deutschen Kommandeurs, des Generals Hans Kundt.

Auch Hauptmann Ernst Röhm, späterer Chef der SA und früher Weggefährte Hitlers, hatte bis 1930 als Militärberater für Bolivien gewirkt. Auch im Zusammenhang mit der Frage nach dem Verbleib des in absentia zum Tode verurteilten Kriegsverbrechers Martin Bormann war immer wieder von Paraguay und Bolivien als dessen „Schlupfloch" die Rede. Vor allem erinnert man sich in Europa an den Putsch von 1954 und die Absetzung Stroessners im Gefolge des Putsches vom 2. u. 3. Februar des Jahres 1989. Just in der Karwoche 2009 allerdings schlug ein TV-Auftritt des Präsidenten Fernando Lugo, in dem er anerkannte, der Vater eines inzwischen knapp zweijährigen Kindes der 26jährigen Viviana Carrillowie zu sein, eine Bombe ein: Die Mutter erklärte, der Ex-Bischof habe bereits vor 10 Jahren, als er bei einer Evangelisations-veranstaltung im Haus ihrer Eltern nächtigte, eine intime Beziehung zu ihr begonnen. Sogleich meldeten sich mehrere junge Frauen und erklärten, vom damaligen Bischof geschwängert worden zu sein und in der Presse fanden sich Schlagzeilen wie diese: TODAS LAS MUJERES DEL PRESIDENTE. - ALLE DIE FRAUEN DES PRÄSIDENTEN. So geriet das abgelegene Land für kurze Zeit erneut ins Visier der Öffentlichkeit, um sogleich wieder in die Rolle des „Aschenputtels Südamerikas" (wie Marcel Niedergang es einmal ausdrückte) zu verfallen. Recht besehen, weiß die Welt relativ wenig von Paraguay und seinen Bewohnern, dabei sind Kultur und Geschichte des Volkes der Guaranis, zu denen ca. zwei Drittel der Einwohner zählen, nicht weniger beeindruckend als die Geschichte, Kultur und Religion beispielsweise der Azteken, Mayas oder Inkas, um nur einige präkolumbianische Völker Amerikas zu nennen.

Was fanden die *conquistadores* in dem Gebiet entlang der Flussläufe des Rio Paraguay, Rio Paraná und Rio Uruguay in den Weiten des Chaco und in der Cordillera vor?

Die präkoloniale Zeit im Fokus

In ihrem bewundernswert kundigen und instruktiven Buch *San José de Caazapá, Un Modelo de Reduccíon Franciscana*, welches 1995 in zweiter Auflage erschien, schildert Margarita Durán Estragó in anschaulicher Weise, wie im Verlauf von rund vier Jahrzehnten (1537 - 1580) die ersten Kontakte zwischen Spaniern und Guaranies verlaufen sind. Einfühlsam beschreibt sie insbesondere die Kultur

der*Paranaes*, die entlang der beiden Ufer des Paranáflusses lebten, um die Zeit der *Conquista*. Die folgende Beschreibung der Anrainer des Paranáflusses fußt insbesondere auf dem Kapitel *Primeros Contactos* des Werkes der renommieren Anthropologin und Ethnologin.

Als sie den Rio Paraná und Rio Paraguay stromaufwärts segelten, stießen die Spanier an beiden Ufern auf Menschen, die sich ihnen gegenüber, obgleich von Natur „überheblich und kriegerisch", wie sie es empfanden, umgänglich und hilfsbereit zeigten. In der Nähe von Flußläufen fühlten sie sich am wohlsten. Das Klima begünstigte das Wachstum von Flora und Fauna. In den Flüssen konnte man fischen, kleinere Fische und den riesigen *dorado*. In den Wäldern und Savannen gab es Wildschweine, Rehe, Strauße, Hasen, Rebhühner und Wildenten zu jagen und auf den Feldern gediehen dank der idealen klimatischen Bedingungen die wichtigsten Elemente der täglichen Nahrung Maniok, Mais, Kürbisse, Bohnen und Süßbataten. Zur Herstellung von Webwaren konnte man auf die beste Baumwolle rekurrieren.

Im Unterschied zu anderen Indios, die nomadisierend durch die Wälder und Savannen zogen, lebten die Eingeborenen an diesen Flussufern in sozialen Gemeinschaften, die entfernt an spanische Dörfer erinnerten: in geräumigen Häusern, deren mit Palmwedeln gedeckte Dächer von dicken Holzstämmen gestützt waren. Zum Schutz gegen Feinde hatten die Indios ihre Dörfer jeweils mit einem Schutzwall umgeben, der aus dicken, in die Erde gerammten Palisaden bestand.

Bei den Häusern handelte es sich nach der Sitte der Eingeborenen um *malocas* - Gemeinschaftshäuser - in denen eine komplette Großfamilie oder Sippe lebte. Das „Mobiliar" bestand im wesentlichen aus der Feuerstelle und den Hängematten und dazu eventuell noch einigen schlichten Bänkchen. Außer etlichen Geräten, wie man sie zur Feldarbeit, zum Fischen und Jagen und zur Anfertigung der üblichen Gerätschaften, wie Körbe, Töpfe, Schmucksachen benötigte, gab es in einer *maloca* nichts. Die Menschen waren unbekleidet, abgesehen von *tabarrabos* (Lendenschurz) der Frauen, welche im übrigen allerlei Federschmuck sowie Ketten mit aneinander gereihten Tierzähnen oder Samenkörnern trugen, allerlei Tätowierungen aufwiesen und sich nach Indianersitte den spezifischen Umständen entsprechend bemalten.

Das gesamte Sozialsystem der Anrainer des Rio Paraná baute auf dem *parentesco*

auf, an dem sich das gemeinschaftliche, politische und wirtschaftliche Leben orientierte. Die Hausgemeinschaft setzte sich aus einer großen Familie zusammen, die dem System entsprach. Dabei war ein „inneres Gleichgewicht" - z. B. die Anzahl junger Frauen, die später verheiratet werden sollten - von maßgeblicher Bedeutung. Zur Kultur der Indios gehörte die Polygamie. Besonders ausgeprägt war sie bei den *jefes*, die häufig auch Frauen aus anderen Dörfern und Stämmen besassen, was zur Sicherung des Friedens diente oder die auswärtigen Geschäftsbeziehungen förderte. Alle Mitglieder einer Familie oder Sippe waren ganz selbstverständlich zur gegenseitigen Hilfeleistung und Unterstützung verpflichtet, sei es bei der Feldarbeit, beim Jagen oder Fischen oder auch im Falle einer Krieges.

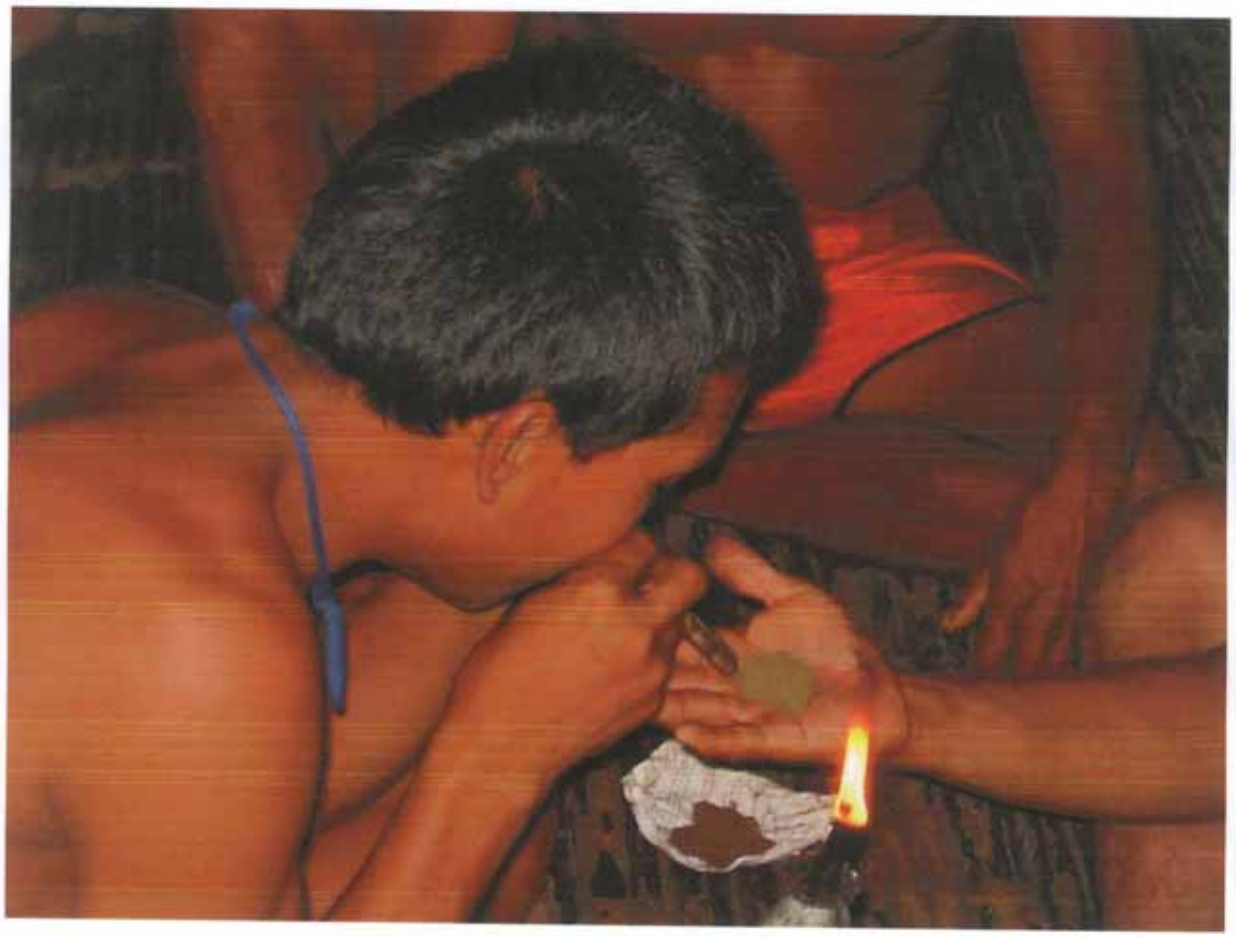
Die einzelnen *malocas* im Dorf waren von weiteren Verwandten bewohnt, so dass sich in der Ansiedlung sozusagen eine ganze Sippschaft befand, die sich insbesondere auf Verbindungen durch die Heirat von Angehörigen der eigenen Familie gründete. (In manchen fränkischen Dörfern bezeichnete man die Verwandtschaft im weiteren Sinn als „Freundschaft". In diesem Sinne sprachen auch die Guaranies von *relaciones amistosas*, wenn es um Beziehungen ging, die durch Verschwägerung oder auch durch ökonomische Übereinkünfte und strategische Friedens- oder Verteidigungsbündnisse zustandegekommen waren.)

Unter den *jefes* der einzelnen *malocas*, die den *Consejo de Ancianos*, den Ältestenrat, bildeten, nahm der *jefe del pueblo* eine ganz besondere, herausragende Stellung ein. Ihm übergaben die Familienhäupter ihre Töchter und erwarteten als Gegenleistung bestimmte Vorteile und entsprechenden Einfluß in der Gemeinschaft. Derjenige unter den Häuptlingen, der die meisten Frauen besass, genoss das größte Ansehen in der Hierarchie der Familiengemeinschaft. All dies hatte auch einen ökonomischen Aspekt, nach dem simplen Prinzip: je mehr Frauen, desto mehr Hände für die Arbeit in Feld und Haus. Auf diesem Hintergrund erklärt es sich, dass die einfachen Leute, und dazu zählte die Mehrzahl der *guaranies*, monogam lebten. (Formelle Monogamie war nicht mit ehelicher Treue gleichzusetzen. Untreue konnte problemlos z. B. durch ein kleines Geschenk des Schuldigen an den Geschädigten gesühnt werden. Fray Agustin Larrea beklagte sich einmal in einem Brief sogar über die in

einer Reduktion lebenden Untreuen, die sich völlig herz- und skrupellos der Frauen anderer bemächtigten, wobei die christliche Frau ebenso wohlgemut mit dem Ungläubigen gehe, wie der Christ mit einer gehe, die nicht christlich sei.) Im Kriegsfall gestand die Gemeinschaft dem *jefe del pueblo* - oder sagen wir: dem Dorfältesten - absolute Autorität zu. Gelegentlich bildeten sich auch Dynastien, was sich dadurch ausdrückte, dass das Häuptlingsamt erblich wurde. Im Prinzip folgte der *guarani* dem tribalen Konzept einer Gesellschaft ohne den übergeordneten Staat. Von daher war er auch nicht fähig einzuschätzen, was es mit einem „König", „Kaiser" oder „Papst" und all den Chargen der säkularen und geistlichen Hierarchie auf sich hatte.

In diesem Zusammenhang ist der Dialog eines spanischen Kommandanten, der versuchte, die Motive seiner Anwesenheit im Lande der Eingeborenen zu erklären, mit einem *cazique* äußerst aufschlussreich: Von einem Dolmetscher unterstützt, versuchte er, die Eingeborenen davon zu überzeugen, dass es für sie ehrenhaft wäre, den Status von Vasallen gegenüber dem König von Spanien anzunehmen. Er begründete seine Argumentation mit der Erklärung, im Himmel existiere ein allmächtiger Gott, der auf Erden durch den Papst vertreten werde. Dieser Stellvertreter, der spanische Papst Alexander VI, habe in einem heiligen Dokument, der Bulle *intercoetera* proklamiert, dass „alle Inseln und alles Festland in Richtung Westen und Süden, bereits entdeckt oder noch zu entdecken, bereits bekannt oder noch unbekannt, aufgrund der Autorität des allmächtigen Gottes, die derselbe der Person des seligen Petrus und seinen Nachfolgern zuerkannt hat - dass also alle diese Inseln und das Festland den Königen von Kastilien und León gehören - und dass es in aller Form für alle Ewigkeit jeder Person unter Androhung der Strafe der Exkommunikation verboten sei, diese Inseln und dieses Festland anzurühren. Nach dieser Rede des Repräsentanten Seiner Majestät übersetzte der Dolmetscher die ziemlich lakonische Frage des Eingeborenen: „Nachdem du jetzt so lange den Mund betätigt hast, sag', was wollen wir essen?" Der Spanier aber, der es eilig hatte, sich seiner Botschafterrolle zu entledigen, bestand darauf, die Meinung des Eingeborenen über das soeben Gehörte auf der Stelle zu erfahren. Der Indio antwortete ganz ungezwungen, wenn der Gott alle Gewalt nur einem einzigen Menschen übertragen habe, sei er verrückt. Und dieser mächtige Mensch müsse betrunken sein, wenn er alle Länder und Inseln einem einzigen Stamm übereignet habe. Wenn aber irgend ein Stamm tatsächlich daran glaube, seien sie alle verrückt, betrunken oder Diebe. Mit dieser sehr ernüchternden Einschätzung des vom Spanier vorgetragenen politischen Konzepts wies der *cazique* den Herrschaftanspruch jenes Fremdlings aus der Ferne aus der Hand zurück. Zur Erinnerung: In seiner *Bula* vom 4. Mai 1493 hatte Papst Alexander VI. als die höchste Autorität im „Christlichen Abendland angesichts fortschreitender Eroberungs- und „Entdeckungszüge" der beiden iberischen Großmächte und deren Kontroversen bezüglich der Oberhoheit über die von ihnen „entdeckten" Gebiete jenseits des Atlantiks eine geographische Grenzlinie zwischen beiden Einflußsphären festgelegt: „einen Meridian von Pol zu Pol, einhundert leguas westlich der Kapverdischen Inseln." Damit sollten die Interessen sowohl Portugals als auch Spaniens hinreichend berücksichtigt und ihre Rechte entsprechend geschützt werden. In den Augen jenes Kazikes mußte es sich bei den Stämmen, die derartige Machtvorstellungen hegten, um

Menschen handeln, die „verrückt, betrunken oder Diebe" waren. Mit dieser Auffassung war der Kazike nicht völlig allein, denn bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatten ein paar renommierte iberische Juristen darauf hingewiesen, dass eigentlich „die Indios die natürlichen Herren und Eigentümer des Bodens" seien, den die Entdecker dann für sich beanspruchten. Solche Stimmen fanden jedoch keinen Widerhall in der Alten Welt.



Kehren wir nach dieser reizenden Episode zu den Lebensverhältnissen der Bewohner an den Ufern des Paraná zurück: Den Mittelpunkt der Ansiedlung bildete (wie in Iberien die Kirche) das Anwesen des *ñanderu,* des Schamanen. Dort spielten sich die religiösen Zeremonien mit viel Gesang und Tänzen, die mannigfaltigen Feste und sozialen Veranstaltungen der Bewohner des *pueblo* ab. Ihre außergewöhnlich profunde Religiosität wurde von allen Beobachtern gerühmt. Rivalitäten zwischen dem *jefe del pueblo* und dem *jefe religioso* konnten nicht ausbleiben. Es kam immer wieder vor, dass ein Schamane aufgrund der ihm zugeschriebenen magischen Kräfte einen Dorfältesten bezüglich seiner Macht übertrumpfte und sich unangefochten dessen Befugnisse zu eigen machte. In diesem Kontext, dem Geschmack am *miel del poder*, sind auch die periodisch von manchen Schamanen veranlassten *visitas violentas* anderer *pueblos* zu sehen, deren erstes Ziel es war, das Gemeinschaftsbewusstsein der Dorfbewohner zu stärken. Anthropophagische Feste gehörten zu den traditionellen Mitteln der Selbstbestätigung sowohl der Krieger als auch des Schamanen, der mit Hilfe ritueller Praktiken solche Feldzüge zu veranlassen pflegte.

Ehe sie auf ihrer Fahrt entlang der Atlantikküste bis zum Rio de la Plata vorgedrungen waren, waren die Spanier mehreren Gruppen von Eingeborenen begegnet und hatten in ihren Köpfen ein Bild der Indios entwickelt, welches in seinen Grundzügen einer Beurteilung der Neuen Welt und ihrer Bewohner entsprach, wie sie bei Thevet nachzulesen ist: „...war noch von fremdartigen wilden Völkern ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne Religion und ohne die geringste Zivilisation bewohnt, die bis dahin so, wie die Natur sie geschaffen hatte, wie unvernünftige Tiere lebten, sich von Wurzeln ernährten, allezeit nackt herumliefen, und zwar sowohl die Männer wie auch die Frauen, um des Tages zu harren, an dem die Christen ihnen diese Brutalität austreiben würden, und sie sich bekleiden und ein zivilisierteres und menschlicheres Benehmen an den Tag legen würden ..." (Thevet, 1978, cap. XXVII, p.98, zit. Zinka Ziebell, Terra de canibais, Porto Alegre 2002, Pg. 51) Statt dessen waren die Spanier entlang der Flußläufe, die zum La-Plata-Becken führen, auf ein hoch entwickeltes Volk getroffen, das geprägt war von undurchdringlichen Wäldern im Norden, dem *trópico*, vom Bergland, der *cordillera,* im Westen und nach Süden hin vom *valle*, von der schier unendlichen *pampa*.

Trópico, Cordillera, Valle - klimatische Bedingungen ähnlich wie in Florida, die zentral gelegene fruchtbare Ebene, sowohl für den Ackerbau (Mais, Maniok, Reis, Yerba Mate, Baumwolle, Tabak) als auch für die Viehzucht geeignet, Rinder, Schweine, Schafe (und somit auch Lederwaren) und Hölzer.

Die Guaranies ernährten sich vor allem von den Früchten des Feldes, die sie im Umkreis ihrer Dörfer angelegt hatten. Im Blick auf immer einmal wiederkehrende magere Zeiten legten sie rechtzeitig Vorräte an Nahrungsmitteln an und beherrschten die Kunst, diese zu konservieren. Ein wichtiges Element ihrer Ernährung - inclusive ihrer „Arzneikunde", um es einmal so zu sagen, - waren die Gewinnung, Zubereitung und Gebrauch von Yerba Mate. Bei der *yerba mate* handelt es sich um getrocknete Blätter des *ilex paraguayensis*, eines paraguayischen Apfelsinenbaumes, die eine Substanz enthalten, die der des „indischen Tees" auch in der Wirkung ähnlich ist und einen herben Geschmack im Mund erzeugt. Man schlürft das heiße Getränk von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Nacht, bei jeder Gelegenheit, sei es als Morgengetränk, als Pausentrunk oder als Wecker nach der geheiligten *siesta* - *„entre la una y las tres"* - während der Arbeit, zum Plauderstündchen oder zur Bewirtung von Besuchern. Das „Teegeschirr" hat man überall dabei. In Montevideo sieht man noch

heute viele Männer, die ihre *cuya* umhängen haben, wenn sie sich des Morgens zur Arbeit begeben. Das „Teegeschirr" besteht aus einer Kalabasse, der *cuya*, die häufig in Silber gefasst und auch sonst kunstvoll garniert ist. Das Teepulver wird darin mit kochend heißem Wasser überbrüht. Mit einem zumeist auch kunstvoll gearbeiteten silbernen Rohr, der *bombilla*, an deren unterem Ende eine Art von Sieb angebracht ist, wird der Tee mit gebührender Vorsicht - denn er ist kochend heiß - geschlürft. Ist der *mate* ausgeschlürft, wird aus der *chaleira*, dem Teekessel, der am offenen Feuer bei Temperatur gehalten wird, nachgegossen. So kann die Kalabasse eine ganze Runde von Teefreunden erquicken, bis wieder neues *yerba mate*-Pulver nachgefüllt werden muß. Die conquistadores haben den Wert des mate-Getränks sehr bald erkannt. Heute ist es nicht nur im südlichen Dreieck des Subkontinents fester Bestandteil des way of life, sondern man kauft es bereits in europäischen Supermärkten. Nicht nur die handwerklichen Fähigkeiten der Guaranies, insbesondere im Umgang mit Holz, sondern auch ihre Kenntnisse über die sie umgebende Natur, einschließlich der Gestirne, waren vergleichsweise beachtlich fortgeschritten. Ihr Wissen bezüglich der spezifischen Wirkung von Heilkräutern war bewundernswert. Die Guaranies hatten keine Schrift entwickelt, ihre Sprache unterschied sich hinsichtlich der Aussprache, der Ausdrucksweise und des Wortschatzes von Region zu Region, obgleich sich die Grundsprache - *tupí-guaraní* - vom Rio de la Plata bis zum Orinoco ausgebreitet hatte. In Brasilien galt *tupí-guaraní* als die *língua geral do Brasil*.

Wie alle originären Kulturen, war auch die Welt der Guaranies vom Ahnenkult und Animismus geprägt. Wenn die Menschen diese Welt verlassen mußten, erwartete sie jenseits der sichtbaren Wirklichkeit eine andere Welt, ein Garten voller Fruchtbäume, in dem sie ohne Gefahren und Widernisse ernten konnten, oder auch fischen und jagen, in ewiger Harmonie. Auch die irdische Wirklichkeit war durchsetzt von unzähligen Geistern - Naturgeistern, guten und bösen spirituellen Mächten, die nicht selten Gestalt annahmen, wie *Pombero*, der Herr der Nacht, der sich genauso gut in einen Baum wie in ein Chamäleon zu verwandeln vermochte oder nach Belieben die Gestalt eines Menschen, eines Tieres oder auch einer Pflanze anzunehmen in der Lage war. Um in einer solchen Geisterwelt zurecht zu kommen, bedurfte es der Schamanen, entsprechender Riten und der Magie. Es gab aber auch monotheistische Ansätze. So hob sich *Tupan*, ursprünglich der facettenreiche Wettergott, mehr und mehr vom Olymp der Geistwesen ab. Sein Name erinnerte an Jahve, den Gott der Hebräer, der sich nach der frommen Überlieferung selbst mit der Formel „ICH BIN, DER ICH BIN" eingeführt und charakterisiert hatte. In der Sprache der Guaranies hört sich der Name *Tupan* an, wie: „Oh!" (*tu*) „Wer bist du?" (*pan*).

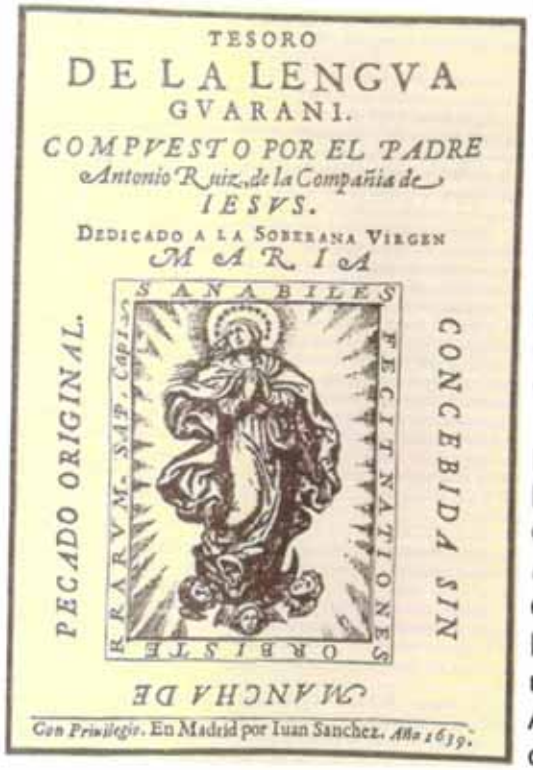
Der Nordwind pfeift ungemütlich in Asunción, wogegen er im Gebiet des *chaco* vielleicht sogar unheimlich heult. Der Südwind dagegen kommt schmeichelnd mit sanftem Säuseln und die Wetterstürze von 33 auf 8 Grad verändern rapid das Bild der Landschaft und die Stimmung der Menschen. Da beginnt man den Mythos vom Wettergott Tupan zu verstehen; die Bedeutung dieser Gestalt für den Guarany ist allerdings ambivalent wie das Klima in Paraguay. Da ist auf der einen Seite der Wettergott *Tupã* der alten Mythologie, auf der anderen Seite der assimilierte Gott der Christenheit, und dazwischen finden sich allerlei Varianten des Mythos, der ja, wie wir wissen, ebenso wie die Zeitläufte, wandelbar ist. Wenn also vom Glauben der Guaranies gesprochen wird, mag alles, was dazu vorgebracht wird, und sei es noch so widersprüchlich, durchaus authentisch sein; es fragt sich nur, um den Glauben welcher Generation es sich denn de facto handelt: um den Eingeborenen aus der präkolonialen Zeit, um den „evangelisierten" Indio aus der Zeit der Franziskaner und Jesuiten, um den Guarany aus den Tagen des Diktators Francia oder um den modernen Paraguayer, um nur einige Kriterien, an denen das Bild des *Tupan* zu messen ist, zu nennen. Auf jeden Fall ist es nicht ganz einfach, „den obskuren und unerforschlichen Grund der guaranitischen Theogonie" (Eloy Fariña Núñez) auszumachen und zu entschlüsseln.

Tupan gilt als der Herr des Westwindes und des Gewitters. Er leuchtet im Blitz, grollt im Donner, rauscht im Regen, glänzt im Licht der Sonne, und flüstert in der Quelle des Waldes. Sein Botschafter ist der *Tape, Ava-Katu-Ete*, ein riesiger, der Schwalbe ähnlicher Vogel. Die Vaterschaft für *Tupã* wird *Ñanderu Guasu* und *Ñandecy* zugeschrieben. Mit *Ñandecy* fühlte er sich sehr verbunden. Auf der Suche nach ihr, die im Westen wohnte, entfernte sich *Tupan* oftmals eilig in diese Richtung. Seine plötzlichen Reisen verursachten Unwetter, Blitz und Donner. In den Augen der Indios erweist sich in diesen Attributen die Majestät, die Herrlichkeit und die göttliche Macht des *Tupan; so* war es für die Missionare nicht schwer, diesen mächtigen Vertreter des guaranitischen Olymps in den Gott der Christen umzuinterpretieren resümiert J. Natalicio Gonzalez (Proceso y Formación de la Cultura Paraguaya)

Es waren die Jesuiten, die *Tupan* dem Gott der Christen assimilierten. So entstand in totalem Widerspruch zum Christentum mit einem Mal ein Gott, der in Wind und Wetter auf einem Bänkchen reitet, mit einer vom Lippenschmuck durchlöcherten Unterlippe, wobei der Schmuck den Blitz symbolisiert. So hat auch der Bildhauer Elías, der Begründer des *Museo Mitológico* in der 19 km von Asunción entfernten Stadt Capiatá, *Tupan* auf einer rustikalen Holzbank, dem *apyka,* thronend, dargestellt. In seinen Händen hält er Sonne und Mond, was ihn als Schöpfer und Herrscher über das Universum ausweist. Sein langes, weißes Barthaar symbolisiert das unvorstellbar hohe Alter der von ihm erschaffenen Welt.

Tupan ist für den Guarany das Höchste Wesen ohne Anfang und Ende, der Inbegriff der Güte und der Barmherzigkeit. Am Anfang allen Seins schuf er aus dem Nichts alles, was ist. Er ist der Schöpfer des Alls, des Himmels und der Erde und aller lebenden Wesen. Für alle Guaranies ist er der Vater, dessen Name heilig ist. Für den Guarany der präkolonialen Zeit allerdings war er durchaus nicht identisch mit dem von den Missionaren adoptierten *Tupan*, der für sie lediglich Donner und Blitz repräsentierte, den die Missionare hingegen mit dem Gott der Christen gleichsetzten.

Der paraguayische Poet Eloy Fariña Núñez (1885-1929) hatte betont, dass die ursprüngliche guaranitische Gottheit *Ñandejára* immer mehr durch *Tupan* ersetzt worden sei, ja, dass man diesen, „unseren ursprünglichen Herrn", schließlich fast überall im Lande aus dem guaranitischen Olymp verbannt habe. Für den Dichter war *Tupan* der paraguayische *Pan*, die unendliche Weisheit entsprechend dem *Nous* der Hellenen, Zeuge der demiurgischen Erschaffung der Gestirne, des Feuers, der permanent quellenden Fruchtbarkeit; der Vater der Sonne und des Mondes, der Beschützer der Wälder und Flüsse, der Autor der Eklipsen und Kometen sowie auch der mächtige Widersacher von *Póra* und *Pombero* und all derer, die von den Affen in ihren Chorhemden gepriesen werden und von denen die Wahrsager und Käuzchen fabeln, doch *Tupan* war gleichfalls der Feind des bösartigen Schutzgeistes *Aña*. (*Canto Secular*) Das höchste Wesen, an welches die Guaranies glaubten, der Schöpfer alles dessen, was existiert, hatte weder Ort noch Form noch einen Namen. Aus diesem Grund verehrten sie keine Idole und besassen keine Tempel. Es gab auch keine Priesterkaste. Die Präsenz des Göttlichen spielte sich auf der personalen Ebene ab und folgte keinerlei dogmatischen Formeln. Alonso Barzana S.J. schrieb 1594: „Dieses Volk besitzt keine Götzenbilder, die es anbetete; nie kannte es etwas anderes als einen Gott, den sie *Tupan* nennen, den Schöpfer aller Dinge. Das gesamte Volk ist der Religion, ob es sich nun um die wahre oder um eine falsche handeln möge, sehr zugeneigt."



In der Übersetzung der Bibel in die Sprache der Guaranies wird Gott als *Tupan* bezeichnet: *„Iñepyrũmbýpe. Tupã ojapo yvága ha yvy."* (Gen 1,1) Es heißt, der Name *Tupan* als Bezeichnung des Gottes der Christen sei eine schlechte Interpretation der Patres, denn für die Guaranies ist *Tupan* nur ein kleinerer Gott von geringer Bedeutung; während der *Conquista* jedoch kam es in unzähligen Fällen zur Gleichsetzung des Christlichen Gottvaters mit den einheimischen Gottheiten, allen voran mit *Tupan* .

Der namhafte Anthropologe, Pater Meliá, S.J., bemerkte: „Es ist kurios, dass sich dieser kleinere Gott, von *Unserem Großen Vater* erschaffen, und *Unserer Mutter* zu Diensten, als der christliche Gott konstituierte. Mit einem Irrtum bei der Interpretation, welcher den ersten Missionaren unterlaufen war, begann dieses semantische Abenteuer, dem dann eine jahrelange oberflächliche Katechese folgte; danach wurde

der Name *Tupan* im Zuge der Übertragung theologischer Konzepte und Modelle katholischen Lebens angereichert, bis er faktisch den Höchsten Gott bezeichnete, der in unzähligen Eingeborenengemeinden am Ende zum persönlichen Gott geworden ist. Jedenfalls erleichterte die Tatsache, sich eines der Protagonisten - wenngleich nicht des Bedeutendsten - aus der Mythologie der Guaranies zu bedienen, den Indios die Annahme des Gottes der Christen.

GÉNESIS 1 2.

Mba'éichapa oñepyrũ opa mba'e

1 1 Ñepyrũmbýpe, Tupã ojapo
yvága ha yvy. 2 Upéramo yvy oi
sarambiguépe, pytũ ojaho'ipa upe
tugua pypuku ha Tupã pu'aka
omymõ y ári. 3 Tupã he'i:
"Tahesakã!"

Ha oiko ha'e he'i haguéicha.
4 Tupã oma'ẽvo hembiapokuere
ojuhu iporãha. Ha oipeã hesakãha
pytũhágui. 5 Hesakãva omboherа
"ára" ha pytũha "pyhare". Ha
upéicha ohasa ára peteĩha.

6 Upéi Tupã he'i: "Toiko y aty
guasu pa'ũme arapy ha tomboja'o
mokõi hendápe upe y aty guasu". Ha
oiko ha'e he'i haguéicha. 7 Tupã
ojapo peteĩ arapy ha upéva oipe'a
ojuehegui y aty guasu oiva ígüipe pe
hi'ári ovagui. 8 Ha Tupã omboherа
"yvága" upe arapy. Ha upéicha
ohasa ára mokõiha.

9 Upéramo Tupã he'i: "Taijaty
peteĩ henjápe, g oiva yvága guýpe ha
tojekuaa ñapekãha". Ha oiko ha'e
he'i haguéicha. 10 Tupã omboherа
"yvy" pe ñapekãha, ha "y guasu" pe
y aty guasu. Ha oma'ẽvo
hembiapokuére, ohecha iporãha.

11 He'i Tupã: "Taheñói yvýgui
ka'avo ha'ýiva ha yvyra hi'ava
hyepýpe ha'ýiva, heñói ha hi'a vaerã
yvy ñuichakue." Ha oiko ha'e he'i
haguéicha. 12 Ha upéicha yvýgui
heñói opaichagua ka'avo ha yvyra,
ha Tupã oma'ẽvo hembiapokuére
ohecha iporãha. 13 Upéicha ohasa ára
mbohapyha.

14-15 Upéramo Tupã he'i: "Toi
mba'e rendy yvágape ohesape hagua
yvy ha oipe'a hagua ára pyharégui,
ha avei ohechauka hagua araka'épa
oiegui ára, ário, ñemitỹ ha ñóga'a
oiemono'óha ára." Ha oiko ha'e he'i
haguéicha. 16 Tupã ojapo mokõi
mba'e rendy guasu: upe tuichavéva
kuaahy, ohesape hagua arakue, ha
upe michiveva, jasy, ohesape hagua
pyharekue. Ojapo avei mbyja kuéra.
17-18 Omoĩ umi mba'e rendy yvágape
ohesape hagua yvy arakue ha
pyharekue, ha omoambue hagua
ojuehegui hesakãva ha ityvyuva. Ha
oma'ẽvo hembiapokuére ohecha
iporãha. 19 Upéicha ohasa ára
irundyha.

20 Upéi Tupã he'i: "Y taheryhẽ
opaichagua mba'e oikovévagui ha
ígueve guyra ñrare." Ha oiko ha'e
he'i haguéicha. 21 Tupã ojapo umi
tymba ñarõ ha heiaw mba'e ho'ytáva
ipype ha opaichagua guyra. Ha
oma'ẽvo hembiapokuére ohecha
iporãha. 22 Ohovasa chupekuéra
he'ivo: "Peñemuña ha pemyenyhẽ y
aty guasu." He'i avei guyra'kuéxape:
oñemboheta hagua. 23 Upéicha ohasa
ára 5ha.

24 Tupã he'i: "Toderuña yvy
apére opaichagua tymba: mymbáva,
hyére ohyrýva ha hesaitéva,
michiva ha tuichávva." Ha oiko ha'e
he'i haguéicha. 25 Tupã oma'ẽ
hembiapokuére ha ojuhu iporãha.

26 Tupã he'i: "Jajapo ko'ãgã
yvypóra ñandéicha, ta ñande jogua
ha toguerekó ipoguýpe mayma pira
ypegua, guyra ñrare oyevéva ha
opaichagua tymba: mymbéva, hyére
otyryrýva ha hesaitéva, michiva ha
tuichava opaichagua." Ha oiko ha'e
he'i haguéicha.

a 1.3 2 Co 4.6. b 1.1-2 Jn 1.1-3. c 1.6-8 2 P 3.5. d 1.26 Sab 2.23; 1 Co 11.7.

Es habe bei den Guaranies keine Priesterkaste gegeben, konstatieren Anthropologen, Ethnologen, Theologen und Religionswissenschaftler; dennoch gab es Schamanen, *payés*, so wie es Animismus gab. Der Indio lebte in ständiger Furcht vor bösen Geistern, Dämonen, Gespenstern, Kobolden, die in der Gestalt aller möglichen Geschöpfe der Natur - möge es sich um Bäume, Vögel, Schlangen oder Fische handeln - gegenwärtig sein konnten, namentlich der *kaapora*, der in den Wäldern lebte, dazu der *ypora*, dessen bevorzugtes Element das Wasser war, der *yvypora*, ein gefährliches Unwesen, das sich auf der Erde aufzuhalten pflegte, und andere gefährliche Dämonen. Es handelte sich dabei um die am wenigsten materialisierten, jedoch am häufigsten und intensivsten wirksamen Geister, denn sie manifestierten sich in allerlei Geräuschen, im Licht und im Schattenspiel, durch Seufzen, Schluchzen, Gurren, Heulen, Jaulen etc. Der Eingeborene lebte in permanenter Angst vor diesen Geistern und versuchte ihr Wirken zu neutralisieren, indem er sich der Unterstützung durch den Schamanen versicherte; doch auch der *payé* konnte sich mit den Geistern gegen ihn verschwören und sich ihrer gegenüber den Menschen bedienen. Deshalb lebten die weit und breit als tapfere Krieger bekannten Guaranies permanent in doppelter Angst, auf der einen Seite nämlich in der Furcht vor den bösen Geistern, auf der anderen Seite in der Angst vor dem *payé*, den wir durchaus auch als *feticero* - Zauberer - bezeichnen könnten.

Der Schamane oder *payé* war nicht etwa ein priesterlicher Hirte, der seiner Gemeinde die Vorschriften der Religion nahe brachte, sondern ein aus der Masse des Volkes herausgehobener Mensch, der im Besitz von Kräften war, mit denen die Geister beherrscht werden konnten, mit einer Macht, die der *payé* oder *pajé* zugleich im Umgang mit den Angehörigen seines Stammes einsetzte und mit der er die Dinge der Natur und die Angelegenheiten des gemeinschaftlichen Lebens entsprechend zu beeinflussen vermochte. In aller Regel handelte es sich bei den *payés* um Alte, unter diesen jedoch äußerst selten um Frauen. Die *pajes* gebärdeten sich gegenüber ihren Stammesgenossen zumeist wie Tyrannen, und obwohl sie nicht über politische Macht verfügten, lebte man ständig in panischer Furcht vor ihnen.

Man konsultierte - wie Efraim Cardozo berichtet - die Schamanen bei jeder Gelegenheit, z.B. ehe man sich auf den Kriegspfad begab, was sehr häufig geschah, und man bat um ihr Eingreifen, wenn es zu besonderen Schwierigkeiten oder gar zu Katastrophen gekommen war. Sie kurierten die Krankheiten und wehrten bösen Zauber ab; sie neutralisierten Flüche und sagten die Zukunft voraus. Einige *payés* behaupteten von sich, sie seien allmächtig wie die Götter, die einst Himmel und Erde erschufen, und besässen, wie jene, auch Macht über die Phänomene der Natur, mit welcher sie nicht nur zu bewirken vermochten, dass kräftige Regengüsse aus den Wolken fielen, sondern mit der sie auch verheerende Trockenheit über die Erde kommen zu lassen vermochten. Sie versicherten, die Macht über Elemente der Natur sei in ihre Hände gelegt, so dass es ihnen sogar möglich sei, die Erde zu zerstören und neu zu erschaffen, wie es der von Montoya zitierte *Guayrá - Verá* del Guayrá - einmal von sich gesagt hatte. Man glaubte, dass die *payés* aufgrund ihrer mythischen Kräfte des weiteren auch Krankheiten oder sogar den Tod über die Menschen bringen konnten, oder dass sie Nahrung zu erschaffen und sogar Tote wieder zum Leben zu erwecken vermochten.

Die *payes* erhielten ihre Macht aufgrund ihres Umgangs mit den Geistern. Ihr Zaubergerät war die *maraca,* eine bemalte Kalabasse, die mit einem Pfeil und mit Federn geschmückt war. In der Kalabasse befanden sich *ygá* genannte Samenkörner, deren durch Schütteln erzeugtes Geräusch als die Stimme der Geister verstanden wurde, die jedoch allein der *payé* zu interpretieren wusste. Die *payés* verrichteten ihre Aufgaben im Zustand der Trance. Um in Trance zu gelangen, zogen sie sich für etliche Tage, ständig Zigarren rauchend, in eine runde Hütte zurück, bis die Geister zu sprechen begannen. Neben dem Tabak spielten häufig auch bestimmte Drogen eine Rolle. Sie wurden aus dem getrockneten Saft einer Baumrinde und bestimmter Pflanzen präpariert. Bei den Guaranies wurden die Kranken mittels starken Rauches - *petyn* - den die *payés* aus langen Rohren in die Luft bliesen, durch magische Kraft imprägniert. Mittels dieser Prozedur übertrugen sie ihre magischen Kräfte auch auf ihre Schüler. Die Schamanen nahmen auch die in aller Öffentlichkeit abgelegte Beichte der Frauen ab und führten kollektive Reinigungsriten mittels Besprengung (*aspersio*) oder Waschung aus.

Berühmte *payés* der Mbyá-Guaranies wurden auch nach ihrem Tode noch mit religiöser Inbrunst verehrt. Wenn sie verstarben, wurden ihre Gebeine in besonderen Grabstätten aufbewahrt, die sich an abgelegenen Orten befanden, an denen reichlich Früchte gediehen. Dort suchten Pilger gegen Geschenke - und das waren in der Regel Früchte, die in der Umgebung des Grabes gediehen, und die dann zu Ehren des verehrten *payés* ehrfürchtig niedergelegt wurden - Rat und Hilfe. Der eingeborene Priester war *payé*, wurde jedoch auch *Avare* genannt, was bedeutet: „der Mensch gewesen ist". Eloy Fariña Núñez sagte einmal, dass *Paje* alles bedeutet und in sich schließt, was mit Magie, Zauberei und Hexerei zu tun hat.

Yacy Yatere, Herr der *siesta* und gefährlicher Kinderfreund, Beschützer der Vögel, Tiere und Früchte des Waldes in Gestalt eines Kindes, ein Schutzgeist, dessen Name auf die sommerliche Ruhestunde - die *siesta* - zurückgeht, ist das anthropomorphe Symbol der Sonnenenergie. Vor *Yacy Yatere* sollte man sich hüten wie vor den Strahlen der Mittagssonne, denn dieses nackte, rote Kind streift just während der Siestazeit im Wald herum. Zumeist ist er unsichtbar, lediglich auf Grund der Silben, die er auf den Wogen der Lüfte erzeugt - Yasy *Yatere... tere... tere...* - ist seine Gegenwart

wahrnehmbar. Dieses kindliche Geistwesen, das fröhlich durch die Hügel und Felder des Landes wandert, herrscht über die *siesta* der Pampas. Seine rot-golden schimmernden Haare und die in dieser Umgebung ungewöhnlichen blauen Augen verleihen ihm eine verführerische Schönheit. Seine Rechte umfaßt einen Stab aus purem Gold, der ihm sagenhafte Macht verleiht.

Yacy Yatere beherrscht die vor Hitze brütende Mittagszeit, während der die Sonne am höchsten steht. Die Mittagsruhe ist in Paraguay mehr als die Nachtruhe. *Entre la una y las três hasta las vacas duermen* - zwischen eins und drei ruhen selbst die Kühe auf der Weide. Kein kühlendes Lüftchen weht, die Helligkeit blendet, alle Welt ruht, sogar die Grillen schweigen vor Ermattung. Wenn zu dieser Stunde das Zischen aufkommt - *Yacy Yateré* - werden die Eltern unruhig und rufen die Kinder zu sich herbei, wie eine Glucke ihre Kücken mit ihren Flügeln bedeckt, denn *Yasy Yatere* liebt die Gesellschaft, vor allem die Nähe von Kindern. Nähert sich ihm, wenn er z.B. die Gestalt einer lustigen Schnepfe angenommen hat, ein Kind, so wendet er alle Künste auf, um es schließlich mitzunehmen. Wenn es sich nähert und die Schnepfe ergreifen möchte, verwandelt sie sich flugs in einen Busch und das Kind beginnt in den Wald einzudringen, der hinter dem Strauch beginnt, ohne dessen überhaupt gewahr zu werden. Hat es sich erst einmal weit genug von den Erwachsenen entfernt, erscheint ihm *Yasy Yatere*. Hat es dieses phantastische rothäutige Kind erst einmal erblickt, kann es nicht mehr davon ablassen, seine Augen anzublicken, und so folgt es ihm wohin immer er sich begeben möchte. Zu seiner Freude nimmt ihn *Yasy Yatere* bei der Hand und führt ihn in das Dickicht des Waldes, um dort Spiele zu erfinden, die der Junge sich nie hätte träumen lassen. Auf sonnigen Lichtungen verwandelt *Yasy Yatere* sich in Schmetterlinge und bedeckt mit seinen Flügeln voller Leidenschaft die farbigen Blumen, um den neuen Freund zu erfreuen. Mit diesem zusammen reitet er auf den Tapiren, den Jaguaren und den Rehen, sie lachen über den Löwen oder sie schaukeln wohlgelaunt auf einem Ast über dem Ufer eines lustig dahin plätschernden Baches. Sie hüllen sich beide in rote Erde ein und machen sich unsichtbar, stecken den Finger in ein Bienennest und schlecken wilden Honig. Sie suchen nach Vogelnestern und *Yasy Yatere* läßt Tauben aus Eiern kriechen, nachdem er die Schale mit seinem magischen goldenen Stab berührte. So bekommen sie noch mehr Spielgefährten, mit denen zusammen sie sich vergnügen können. Yacy Yatere ist glücklich, denn nun hat er Gesellschaft. Am Ende kommt es dazu, dass er in seiner zunehmenden Euphorie den Spielkameraden auf den Mund küsst. Kein Mensch vermag einen solchen Kuss zu ertragen. Wer ihn erhält, verliert die Fähigkeit zu sprechen und verliert den Verstand. Ein solcher Kuss verbrennt und verzehrt wie das Feuer; vielleicht symbolisiert er die widersprüchliche Kraft der Sonnenglut, die, in gleicher Weise, wie sie das Leben ermöglicht, auch den Menschen, der sie durch seinen während der sommerlichen *siesta* unbedeckten Kopf herausfordert, niederzustrecken vermag. Sobald *Yacy Yatere* den Mund, den er küsste, stumm und ohne Lächeln vor sich sieht, läßt er das Kind, von Lianen des

Dschungels umgeben, zurück. Vielleicht werden seine Eltern es finden und wegbringen. *Yasy Yatere* aber nimmt seine Wanderung durch die Welt unter der Hitze der Sonne wieder auf, um ein anderes Kind zu suchen, das gewillt ist, ihn in das tragische Geheimnis des Urwalds zu begleiten. (J. Natalicio González)

In anthropomorpher Gestalt ist *Yacy Yatere* ein entfernter Verwandter des ausgelassenen *Eros* der Hellenen, einem Kind voller Unschuld in herrlicher Schönheit, das in der brütenden Sommerhitze durch die Täler und Höhen der Pampa wandert und durch die Wälder streift und seinen Namen erklingen läßt, den dann sogar die Grillen mit monotonem Zirpen nachzuahmen versuchen *Yacy Yatere* ... Der Eros der Guaranies, der nackt unter der brennenden Sonne spielt, hält anstelle von Pfeil und Bogen einen goldenen Stab in der Hand, ein Instrument, von dem er sich niemals trennt, denn der Stab besitzt magische Kraft. Dank dieses Stabes vermag *Yacy Yatere* sich unsichtbar zu machen, allgegenwärtig zu sein und sich seinen Phantasien hinzugeben, die sich auf der Stelle in greifbare Wirklichkeit umsetzen, wenn er es so will. Er benutzt diese Möglichkeit nur, um sich zu verteidigen, niemals um anzugreifen oder zu verletzen.

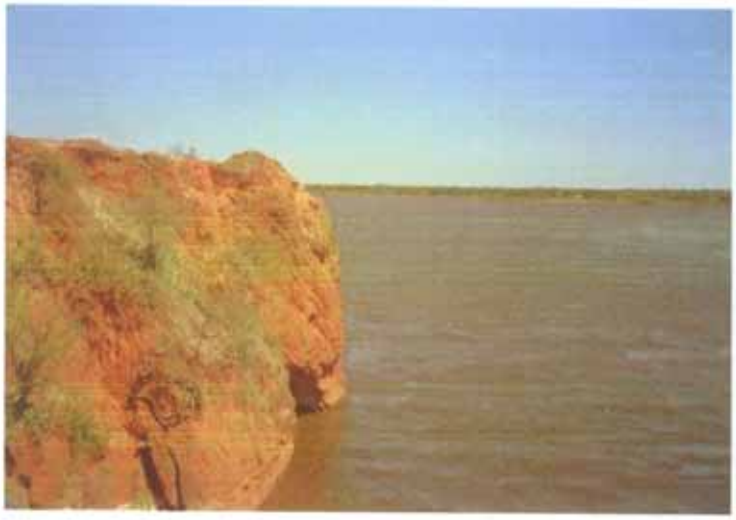
Dies ist bei Pombéro anders. *Pombéro* ist das in Paraguay am besten bekannte Geistwesen, Es handelt sich um den Herrn der Nacht, um den Geist, der im Winde pfeift und unzählige Tiere - das Pferd, das Huhn, die Kuh und, in erster Linie die Hähne - perfekt nachzuahmen vermag. Einige paraguayische Autoren, wie Darío Gómez Serrato, Gumercindo Ayala Aquino, Mauricio Cardozo Ocampo, Pedro Segundo und andere, haben öffentlich bekannt, dass sie tatsächlich an die Existenz *Pombéros* glauben. Jedenfalls haben die Leute in früheren Zeiten geglaubt, und viele Paraguayer tun dies noch heute, dass *Pombéro* ein Eingeborener sei, der bei Einbruch der Dunkelheit auf unsichtbare Weise die Gehöfte der *campesinos* zu besuchen pflege. Einige allerdings behaupten, sie hätten ihn als Indio niedriger Statur, dessen Haut mit flaumigem Haar bedeckt gewesen sei, persönlich gesehen. Man berichtet, er laufe wie ein Mensch, könne sich aber in einem Nu, schneller als ein trabender Hirsch und sogar schneller als der Wind, von einem Ort zum andern begeben. Er liebt und beschützt die Tiere und befindet sich stets unsichtbar in der Nähe der Menschen, ohne dass diese dessen gewahr würden. Die Hühner jedoch geben vorsichtig Signal vor einer unsichtbaren Gefahr, wenn sie des Nachts ein Gackern vernehmen, das von keinem der Ihren stammt, und die Fohlen laufen auseinander wenn sie ein Wiehern hören, ohne dass eines von ihnen es erzeugt hatte. Sofort verhalten alle sich ganz ruhig, ohne auch nur den geringsten Laut auszustoßen. *Pombéro* hat zottiges Haar auf dem Kopf, das über seine Schultern hängt. Er hinterlässt keine Spuren, die seine Schritte verraten könnten, wenn er es nicht will. *Pombéro* ist ein ausschweifender, liederlicher Geist und offenbart sich als bösartig, wenn man ihn ärgert. Dann verfolgt er aus Rache die Haustiere, Pferde, Hunde, Kühe, Hühner usw.

Bis auf den heutigen Tag glaubt die Mehrzahl der *campesinos* an die Existenz dieses Herren der Nacht und fürchtet ihn. Wenn es dunkelt, wagt sich vor lauter Angst niemand von den Leuten im Landesinneren den Namen *Pombéros* auszusprechen; sie nennen ihn vielmehr den Herrn der Nacht oder *Karai Pyhare*. Man erzählt sich auch, dass man seine Freundschaft gewinnen könne, wenn man in der Küche oder im Fenster für ihn Tabak und Zuckerrohrschnaps hinterlege. *Pombéro* belohne eine solche freundschaftliche Großzügigkeit damit, dass er seinen Freund und dessen Familie wirksam beschütze und das Anwesen mit den Tieren effizient bewache.

Pombéro wachsen Haare bis zu den Hand- und Fußgelenken. Manchmal trägt er einen Strohhut auf dem Kopf und steckt in einer weiten Hose, die ihm über die Hüften rutscht. Er vermag aufrecht zu gehen aber auch auf vier Pfoten zu laufen. Irgend ein Zaubermittel in seinem Fell beschützt ihn vor Dornen und kann ihn als ein Tier mehr in irgend einer Herde erscheinen lassen. Während eines Gewitters oder manchmal einfach, weil er daran Freude hat, verbringt er eine ganze Nacht unter dem Strohdach eines verfallenen Gehöfts oder auch in einem alten Ofen aus Lehmziegeln, im Nest einer Elster, auf einem verlassenen Feld, wo die Tiere vor seiner Gegenwart fliehen. Er vermag sich auch in einen Indio zu verwandeln oder in einen Baumstamm, einen Stein im Bach, in einen abgestorbenen Baum, eine Wurzel, oder er vermag auch zu fliegen, indem er sich in eine Möve verwandelt, wenn er Gefahr läuft, von den Menschen entdeckt zu werden oder wenn ihn das Tageslicht auf dem *campo* überrascht. Er beruhigt sich erst dann, wenn sein Verfolger in der Tasche ein Gebet des *San Miguel Arcángel* - des Hl. Erzengels Michael - des glorreichen Siegers über alle bösen Geister, aufbewahrt.

Ganz zweifellos ist *Pombéro* die bekannteste Gestalt der in Paraguay beheimateten Mythologie. *Pombéro* ist eine Gottheit nationalen Charakters, dessen geheimnisvoller Name von einem Ende des guaranitischen Reiches bis zum andern erklingt, wie Bogarín es einmal ausdrückte. Die Popularität dieser Gottheit ist so groß, dass es in dem blutigen Krieg der *Triplice Aliança* (1864 -1870) sogar ein "*Bataillon Pombéro*" gegeben haben soll. (Und in Spanien wird noch heute ein Typ von Zigarren hergestellt, der unter der Bezeichnung CIGATRO DEL POMBERO (Pombero's Cigar) und mit seinem Konterfei auf der Verpackung vermarktet wird.

Mehrere Eigenschaften sind für *Pombéro* charakteristisch: Er gilt als der Helfer der wilden Tiere des Waldes; er pflegt den Gesang der Vögel; er redet wie ein Bauchredner an erstaunlichen Orten und zu Zeiten, zu denen es keiner erwartet, selbst in dunkelster Nacht. Er beweist seine übernatürlichen Kräfte, indem er sich sowohl in einen Baumstamm als auch in ein Chamäleon zu verwandeln vermag und indem er nach Belieben die Gestalt eines Menschen, eines Tieres oder auch die einer Pflanze anzunehmen vermag. Es besteht kein Zweifel daran, dass *Pombéro* furchteinflößend, rachsüchtig und dass sein Groll verheerend ist. Seine tägliche Speise besteht aus frischen Eiern und wildem Honig, daneben liebt er schwarzen Tabak und guten Schnaps. Wenn er des Nachts herumschleicht, kündigen die Hunde mit durchdringendem Jaulen sein Kommen an. Die Spezialisten sagen, *Pombéro* bedeute eigentlich soviel wie *agazapado*, das ist ein „Waldversteck", was, auf das spezifische Phänomen *Pombero zuge*spitzt, folgendermaßen interpretiert werden könnte: der sich im Wald versteckt.



Außer einem monotheistischen Element der guaranitischen Religion und neben dessen animistischem Nährboden gab es bei den prähistorischen Bewohnern des *chaco* und im Gebiet des „Flusses, der hinunter zum Meer fließt" - *paraguay* - auch so etwas wie eine eschatologische Hoffnung, die sich im Glauben an das Land ohne das Böse - *La Tierra Sin Mal* - manifestierte.

Zu gewissen Zeiten führten die *payés* gewaltige Massenbewegungen an, deren Ziel es war, weit entfernte Gegenden der Erde zu erreichen. Nach unerklärlichen Naturphänomenen, z.B. nach einer totalen Sonnenfinsternis, nach einem Tornado, einer Überflutung oder wenn die Gegend von einer schrecklichen Krankheit, wie beispielsweise der Pest, heimgesucht worden war, brachten die *payés* die Menschen zu der Überzeugung, dass das Ende der Welt nahe bevorstünde und empfahlen ihnen deshalb, im legendären „Land ohne das Böse" - *Yvy Marde Y* - Zuflucht zu suchen, wo sie nach all dem Schrecklichen, das sie in ihrer Heimat erlebt hatten, Schutz und Rettung finden würden. Im Land ohne das Böse - der *Tierra Sin Mal* - sei der Tod unbekannt, auch bestehe keine Notwendigkeit, sich bei der Feldarbeit abzuschinden, denn es gebe Früchte in Hülle und Fülle, Wild zum Jagen im Überfluss, und über alles dies hinaus würden sich dort auch die Frauen wieder verjüngen, so wie auch die Männer wunderbarerweise ihre alte Kraft wiedererlangen würden. In Erwartung all dieser Dinge begannen die Indios sich monatelang rituellen Tänzen hinzugeben, bis der *payé* ihnen kundtat, seine *maraca* habe ihm den Weg verraten, den sie nun einschlagen mußten. Daraufhin begannen sie den langen Marsch unter Anführung der *payés,* die sich bemühten, auch die Bewohner der Dörfer, durch die sie zogen, für sein Anliegen zu gewinnen. Auf diese Weise breitete sich der religiöse Eifer der Guaranies über weite Regionen aus und die Massen der wandernden Indios gerieten infolge der permanenten Wiederholung ritueller Tänze und der durch die *payés* im Verlauf des langen Marsches vollbrachten Wundertaten in einen extatischen Zustand.

Wenn ihr Renommee besonders groß war, wurden die *payés* auf dem gesamten Marsch wie Fürsten in Sänften getragen. Sie fasteten während der Wanderung und erklärten, dass sie sich von himmlischen Rehen nährten. Das „Land ohne das Böse" wurde auch *Mbaé Verá Guazu* - das Glänzende - genannt, was einige dazu veranlasste, es mit dem Ozean zu verwechseln, als die Wanderungen sich weit in Richtung Osten erstreckten, oder, wenn sie in westlicher Richtung zogen, vielleicht in Erinnerung an die Inkastadt Cuzco, auch mit einer Stadt, deren Mauern aus purem Gold errichtet worden sein sollten. Dieser messianische Eifer der Guaranies war einer der treibenden Gründe für die enorme Ausbreitung des kulturellen Einflusses dieses Volkes auf dem südamerikanischen Kontinent. (Efraim Cardozo)

Graciela Chamorro hat darauf hingewiesen, dass die von Cardozo so treffend beschriebenen Massenwanderungen guaranitischer Gruppen, die sich nahezu auf den

gesamten Subkontinent erstreckten, gerade auch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem „Impact von Kreuz und Schwert" erfolgten. Diejenigen Gruppen von Guaranies, die sich weder in die jesuitischen Reduktionen noch in die Nähe der von Europäern dominierten Zentren der Kolonisation, wo sie verpflichtet waren, Zwangsarbeit zu leisten, begeben hatten, fanden ein vorläufiges Refugium in der vom Paranáfluß geprägten Region. Im Gefolge des verheerenden Krieges der drei Alliierten - Brasilien, Argentinien und Uruguay (1865 - 1870) -, der den gewohnten Lebensrhythmus der indigenen Völker total aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, kam es zu einer erneuten großen „apokalyptischen" Wanderung gen Osten. Der Entschluss der Mbyá-Guaranies, sich erneut auf die große Wanderung in Richtung des „Landes ohne das Böse" zu begeben, wurde durch die Entscheidung der paraguayischen Regierung, angestammtes *indio*-Land ohne Rücksicht auf die dort lebenden Menschen in großen Mengen an Fremde zu vergeben, noch verstärkt. Die „Landnahme" der Grenzregion zwischen Paraguay und Brasilien durch Kolonisten trug das Ihre zur Verdrängung der Guaranies, aus ihrem traditionellen Lebensraum und zur Schwächung ihrer Kultur und ihrer Religion bei. (Chamorro, Os Guaranis)

Heute wissen alle, dass die Hoffnung auf die *Tierra Sin Mal* ein romantischer Traum war. Was tatsächlich geschah, war das weitgehende Zusammenwachsen zweier Kulturen, die *Alianza Hispano-Guaraní*, von der die Ethnologen als einer Völkerverschmelzung *sui generis* sprechen. Dass sich diese Fusion, jedenfalls im Vergleich zu anderen Regionen Amerikas, einigermassen erträglich gestaltete, hat sicherlich auch religiöse Gründe: Die ersten Europäer galten bei den Guaranies zunächst als mythische Wesen, die sie als *maẽras* bezeichneten. Man bewunderte und fürchtete sie zugleich. Angesichts ihrer Macht konnte es sich in den Augen den Indios bei ihnen nur um überirdische Wesen handeln.